



veronica

Mitteilungsblatt des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes
Jesu Christi - Penuel e.V.

Ausgabe 2/2006

Impressum

veronica
Mitteilungsblatt des Kreises der Freunde
des wahren Antlitzes Jesu Christi-Penuel e.V.

© Redaktion:
Johannes Stöber, Wiener Weg 4,
50858 Köln, Telefon 0221/48 24 40

erscheint in unregelmäßigen Abständen, möglichst zwei Mal jährlich,
im Bernardus-Verlag, Langwaden

Typo, Satz:
zander art&design, neuss

Druck:
Zisterzienserkloster Langwaden, 41516 Grevenbroich

ISSN 1617-8548

Auf der Suche nach dem Antlitz Christi

Der geplante Besuch des Heiligen Vaters im italienischen Wallfahrtsort
Manoppello berührt ungeklärte Fragen der Kunstgeschichte

Von Irene Rothweiler

Die Suche nach dem Antlitz Christi bewegt den Papst. Dem Vernehmen nach hat Benedikt XVI. dem Erzbischof von Chieti fest versprochen, dass er bald zum Wallfahrtsort Manoppello pilgern werde. Dort wird die Urkone Christi auf einem Muschelseidentuch, dem so genannten »Volto Santo«, verehrt. In einer Ansprache an die Teilnehmer eines vom Päpstlichen Rat »Cor Unum« ausgerichteten Internationalen Kongresses vom 23. Januar 2006 ließ der Nachfolger Petri seine tiefe innere Beziehung zum Antlitz Christi durchblicken: »Noch überwältigender als die Offenbarung Gottes als trinitarischer Kreis der Erkenntnis und der Liebe ist die Wahrnehmung eines menschlichen Antlitzes – das Antlitz Jesu Christi (...). Dieser Gott hat ein menschliches Gesicht und – so dürfen wir hinzufügen – ein menschliches Herz.«

Manoppello ist ein kleiner Wallfahrtsort in der Provinz Pescara in Italien. In der dortigen Kapuzinerkirche wird seit dem siebzehnten Jahrhundert eine Reliquie verehrt. Das »Volto Santo« (Angesicht Christi) ist ein Bild, dessen Beschaffenheit und Wirkung auf den Betrachter einzigartig ist. In der unscheinbaren Kapuzinerkirche führen oberhalb des Tabernakels rechts und links Stufen zu einem kleinen barocken Baldachin-Schrein hinauf. In einer Vitrine aus Panzerglas steht eine silberne, rechteckige Monstranz, in deren Mitte sich das Bild befindet. Goldene Medaillon-Motive der Leidenswerkzeuge Christi umrahmen es.

Der Betrachter erblickt zunächst ein durchsichtiges, perlmuttartig schimmerndes Bild zwischen zwei Glasscheiben. Je nach Standort scheint die Architektur der Kirche oder das dahinter liegende Glasfenster durch den dünnen Schleier in der Monstranz durch. Fällt das Licht aus einem anderen Winkel ein, zeigt sich ein fast aus sich selbst heraus leuchtendes, ovales Gesicht. Bemerkenswert ist, dass weder die Struktur von Ölfarbe, Kreide, Pastell, Rötel oder eines anderen Farbauftrags auszumachen ist. Klar erkennbar ist die spinnwebfeine Struktur des Gewebes. So deutlich wie bei einer Mullbinde sieht man Kette und Schuss, doch sind die Fäden des »Volto Santo« viel dünnere, sogar dünner als Seiden- oder Haarfäden.

Ein Bild, das auf beiden Seiten des Tuchs sichtbar ist.

Irgendetwas hält den Betrachter auch von der Idee fern, es handle sich um ein Foto. Die Lichtverhältnisse, die das Antlitz zum Leuchten bringen, sind uner-

klärlich, ohne jede Reflektierung. Das Männergesicht, umrahmt von langem, welligem Haar, erscheint auf dem Gewebe wie ein Hauch, ohne jegliche scharfe Konturierung, dennoch wirkt alles sehr deutlich und nicht verschwommen. Faltenlinien ziehen sich horizontal und vertikal durch das Tuch. Der Gesamteindruck wird durch warme Töne wie gold, bronze, braun und gelb bestimmt. Das Bildnis nimmt einen gefangen durch die Intensität des Blicks, durch den halbgeöffneten Mund, der zur großen Lebendigkeit der Erscheinung beiträgt. Die geschwollene rechte Wange des Mannes und die rötlich-braunen Stellen an Nase und Wangen tragen zum Geheimnisvollen dieses phänomenalen Bildes, das beidseitig sichtbar ist, bei.

Seit Jahrhunderten verehren die Bewohner der Provinz Pescara dieses Bild. Das Interesse der Wissenschaftler an der Herkunft und Geschichte der rätselhaften 17 mal 24 cm großen Tuchreliquie erwachte allerdings erst in den frühen achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Bis dahin galt die Aufmerksamkeit der Experten dem Turiner Grabtuch, insbesondere der Frage, ob es echt ist. Die Öffentlichkeit erfuhr, dass die Forschungen um das Turiner Grabtuch so gut wie abgeschlossen seien: Seit den ersten Fotografien im Jahr 1898 hatte sich die Wissenschaft eingehend mit Herkunft, Gewebe und Spuren des Abdrucks auf dem Tuch befasst. Alle Indizien sprachen dafür, dass das Tuch den Leichnam des Herrn als Abdruck mit allen Spuren seiner Folterungen und Kreuzigung wiedergibt. Das Turiner Grabtuch wurde als die Auferstehungsreliquie schlechthin verehrt. Was hat es dann aber mit dem zweiten Tuch auf sich – mit dem »Schweiß Tuch« also, das dem Johannesevangelium zufolge auf den Kopf des toten Jesus gelegt wurde?

Paul Badde, römischer Korrespondent der Zeitung »Die Welt«, veröffentlichte in einem 2005 erschienenen Buch die Antwort zweier Experten – Pater Heinrich Pfeiffer SJ, Professor an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, und Schwester Blandina Paschalis Schlömer – die sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte des Manoppello-Tuches beschäftigen. Der Buchtitel »Das Muschel-seidentuch« spielt auf das kostbare Gewebe des Tuches an: Byssus, auch Muschelseide genannt. Gewebt wird sie aus zarten Steckmuschelfäden. Pfeiffer ist davon überzeugt, dass das Johannes-Evangelium den entscheidenden Hinweis auf die Existenz des »Volto Santo« liefert: Joh 20,6-7 schildert, wie zwei Jünger ans leere Grab eilen: »Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, Er sah die Leinenbinden liegen und das Schweiß Tuch, das auf dem Kopf Jesu gelegen hatte; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengebunden daneben an einer besonderen Stelle.« Der Jesuitenpater schließt daraus, dass es sich beim »Volto Santo« um das so genannte »Veronikatuch« handelt, das im Mittelalter im Petersdom verehrt wurde. Untersuchungen von Schwester Blandina P. Schlömer haben ergeben, dass sich die Gesichtszüge auf dem Schweiß Tuch absolut mit denen auf dem Turiner Grabtuch decken. Schlömers Studien und Messungen sind nun in Manoppello in einer eindrucksvollen Ausstellung zu sehen.

Im Jahr 1300 feierte die Kirche erstmals ein Heiliges Jahr. In Rom verehrten die Pilger als bedeutendstes Zeugnis Jesu das »Schweiß Tuch mit dem heiligen Antlitz«. Es wurde den Gläubigen an allen Freitagen und höheren Festtagen gezeigt. Dokumente jener Zeit enthalten Hinweise zur liturgischen Verehrung in St. Peter.

Im Jahre 1506 legte Papst Julius II. den Grundstein für die neue Petersbasilika. Alt-Sankt-Peter aus der konstantinischen Zeit wurde nach und nach abgerissen. Für mehr als ein Jahrhundert sollte die zentrale Kirche der Christenheit eine Baustelle sein. Im Zuge der Neugestaltung der Peterskirche soll die kostbare Reliquie, der Schleier mit dem Antlitz Christi, nach Manoppello gelangt sein. Eine mögliche Erklärung lautet, dass sie wegen der Baumaßnahmen in Sicherheit gebracht werden sollte. In der Neukonzeption von St. Peter und entsprechend den Planungen von Bernini sollten die vier Kuppelpfeiler als Aufbewahrungsorte der Hauptreliquien dienen und programmatisch in Wort und Bild die Hauptreliquien der Kirche zeigen: Das »Schweiß Tuch der Veronika«, den Schädel des Apostels Andreas, die Lanzenspitze, mit der Jesu am Kreuz durchbohrt wurde, und ein Kreuzpartikel.

Ein Ritual im Vatikan als frommer Betrug an den Pilgern?

Bis heute erleben Rompilger alljährlich am Passionssonntag das gleiche Ritual: Auf dem Balkon über der Marmorfigur der heiligen Veronika zeigt man ihnen ein kostbares Tuch als Schweiß Tuch Christi. Pater Pfeiffers lapidarer Kommentar dazu lautet: frommer Betrug. Er hält an seiner These fest, dass sich das echte »Volto Santo« in Manoppello in den Abruzzen befindet. Die Forschungen Pfeiffers finden in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit allerdings wenig Beachtung. Warum interessieren sich Kunsthistoriker nicht für das Thema und den Verbleib des »Volto Santo«? Paul Badde stellte diese Frage auch dem deutschen Kunsthistoriker des Vatikans, Professor Arnold Nesselrath. Aber dessen Interesse konzentriert sich auf die bildende Kunst. Die jahrhundertealte Darstellung eines verletzten Männergesichts, das absolut deckungsgleich mit dem Abdruck des Menschengesichts vom Turiner Grabs Tuch ist, gehört nach seinen Angaben nicht in sein Fachgebiet.

Benedikt XVI. gab schon vor Jahren mit seinen Büchertiteln: »Auf Christus schauen« und »Schauen auf den Durchbohrten« eine spirituelle Wegweisung an, die demnächst – unverhofft und unerwartet – auch zur greifbaren Tatsache werden könnte. Wenn der Papst im Mai nach Manoppello pilgert, reiht er sich in die Schar der Gläubigen ein, die das Antlitz Jesu seit Jahrhunderten im »Volto Santo« verehren. Vielleicht spornt die Reise Benedikts XVI. auch Wissenschaftler innerhalb und außerhalb des Vatikans dazu an, sich mit den ungeklärten Fragen um das Tuch auseinanderzusetzen. Der deutsche Papst könnte somit Licht in ein geheimnisvolles Kapitel vatikanischer Geschichte bringen.

aus »Die Tagespost« vom 15. April 2006, Mit freundlicher Nachdruckgenehmigung des Verlages Johann Wilhelm Naumann vom 24. Mai 2006

Frau Irene Rothweiler hat einen weiteren Artikel mit dem Titel »Das Angesicht Christi. Wallfahrt ins italienische Manoppello« in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln«, Nr. 25/06 vom 23. Juni 2006 veröffentlicht.

Der Krimi geht weiter

Ein Dorf in den Abruzzen beherbergt seit fünfhundert Jahren
ein geheimnisvolles Porträt Jesu Christi

Von Guido Horst

Die Deutschen in Rom sind gespalten. Die einen glauben, dass das Muschelseidentuch in den Abruzzen, auf dem das Gesicht eines geschundenen, aber lebendigen Mannes im Alter Jesu Christi zu sehen ist, nichts mit der berühmten »Veronika«, dem ursprünglich in der Petersbasilika verwahrten Schweiß Tuch des Herrn zu tun hat. Die anderen sind fest davon überzeugt, dass der »volto santo«, das »heilige Antlitz«, das man seit fünfhundert Jahren in dem zwischen Rom und Pescara gelegenen Manoppello aufbewahrt, den soeben Auferstandenen zeigt. In feierlicher Prozession wird das Tuch jetzt durch die Straßen des Dörfchens getragen, findet für eine Nacht Aufnahme in einer kleinen, dem heiligen Nikolaus geweihten Kirche und zieht dann zurück in die Kapuzinerkirche Manoppello, wo es das Jahr über in einem gläsernen Schrein über dem Hochaltar ausgestellt ist. Seit 1712 findet diese Prozession an jedem dritten Sonntag im Mai statt. Im Jahr 1506, so heißt es, sei das 17 mal 24 Zentimeter große Tuch nach Manoppello gelangt. Und den fünfhundertsten Jahrestag der Ankunft des Bildnisses wollen die Einwohner und viele Besucher jetzt besonders aufmerksam begehnen.

Aber wie gesagt: In Rom sind die Deutschen gespalten. Manoppello ist zum Zankapfel geworden. Das hat nicht nur, aber auch damit zu tun, dass der Rom-Korrespondent der Tageszeitung »Die Welt«, Paul Badde, ein Buch über den »volto santo« geschrieben hat, das 2005 im Ullstein-Verlag zunächst unter dem Titel »Das Muschelseidentuch« erschien und vor kurzem in einer erweiterten Fassung vom Pattloch-Verlag herausgegeben wurde (DT vom 15. April). Im zweiten Verlag heißt das Buch nun »Das göttliche Gesicht – Die abenteuerliche Suche nach dem wahren Antlitz Jesu«. Und der Autor ist überzeugt: Die Indizienkette sei geschlossen, das Tuch in den Abruzzen zeige den Auferstandenen, jetzt wisse man, wie Jesus aussah. Diese These geht aber selbst im Vatikan manchen zu weit. Denn auch im Petersdom zeigt man zwei Mal im

Jahr die sogenannte »Veronika«, ein Tuch, auf dem das Gesicht Jesu abgebildet sein soll. Schon seit langem ist auf dem zerfallenen Stück Stoff, das in einem Pfeiler des Petersdoms aufbewahrt wird, nichts mehr zu erkennen. Die Befürworter Manoppellos, also auch Autor Badde, gehen davon aus, dass die »Veronika« Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verschwand, irgendwann in dem Abruzzendorf auftauchte, wo es bis heute verehrt wird – und der Vatikan den frommen Pilgern seit ungefähr fünfhundert Jahren ein falsches Jesus-Tuch zeigt.«

Medieninteresse sorgt für Ärger im Vatikan

Dieser »Vatikan-Krimi« hat die säkularen Medien auf den Plan gerufen, in Deutschland neben der »Welt« in Berlin das Hamburger Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«, »Focus« und »Die Zeit«. Und vor allem »Zeit« und »Spiegel« sind den Thesen Baddes nachgegangen – und ergriffen Partei für ihren Journalisten-Kollegen. Das aber hat im Vatikan jene erzürnt, die den Berichten aus Manoppello nie so richtig Glauben schenken wollten. Als dann noch die inoffizielle Nachricht gestreut wurde, Papst Benedikt XVI. fahre in diesem Mai höchstpersönlich zum »volto santo« in das Abruzzendorf – was aber bis jetzt, Mitte Mai, nicht geschehen ist –, da wurde bei manchen der Ärger sogar riesengroß. Hier solle ein neuer »Wallfahrtsort« gefördert werden, und das auf der Grundlage eines Journalisten-Buchs, dessen Thesen sich nur ein Teil der Fachwelt anschließen kann.

Diese »Fachwelt« besteht aus einem kleinen Kreis von Wissenschaftlern, die sich bis vor Jahren hauptsächlich mit dem Grabtuch von Turin beschäftigten. Der an der römischen Gregoriana-Universität christliche Kunstgeschichte lehrende Jesuit Heinrich Pfeiffer etwa ist ein Befürworter Manoppellos. Von ihm hat Badde viele Thesen übernommen. Der Würzburger Alt-Historiker Karlheinz Dietz ist wiederum ein entschiedener Gegner. Aber auch unter den römischen Kleinkern, die nicht zu dieser kleinen Fachwelt gehören, haben sich viele inzwischen gegen die Echtheit von Manoppello entschieden, auch ohne einen Blick in das Buch Baddes geworfen oder das geheimnisvolle Tuch in den Abruzzen, auf dem nicht die geringste Spur von Farbe zu erkennen ist, je gesehen zu haben.

Einer lässt sich von diesem Streit überhaupt nicht beeindrucken: der Erzbischof von Köln, Kardinal Joachim Meisner. Seelenruhig schreibt er im Vorwort zur polnischen Ausgabe des Buchs über Manoppello: »Ist es nicht ein Zeichen der göttlichen Vorsehung, dass der Journalist Paul Badde wohl das älteste Abbild des Antlitzes Jesu wieder entdeckt und der Öffentlichkeit bekannt gemacht hat? Paul Badde macht deutlich, dass diese kostbare Reliquie des Herrn seit dem Neubau der Peterskirche verschollen war und nun in Manoppello, einem kleinen Ort in den Abruzzen, wieder gefunden worden ist.« Was die-

sen Fund so sensationell mache, so Meisner weiter, sei, »dass er sich deckt mit dem Turiner Leichentuch, das heißt das Antlitz des österlichen Herrn und in Turin um das Antlitz Christi in der Passion.« Was das aber bedeuten würde, sagt der Kardinal auch: »Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden. Er hat ein menschliches Gesicht angenommen, und in dieses Christusgesicht können wir nun hineinschauen. Während es in Turin das Haupt voll Blut und Wunden ist, ist es in Manoppello das Gesicht des auferstandenen Herrn, das noch unter dem österlichen Glanz auf die Verwundungen der Passion hinweist, aber überstrahlt ist von der Verklärung des Ostergeschehens.«

Der Journalist Badde legt Fakten, Indizien und Beweise vor, die die Vermutung nahe legen, dass die Menschheit jetzt, zu Beginn des dritten christlichen Jahrtausends, tatsächlich erfahren könnte, wie das Fleisch gewordene Wort, der Sohn Gottes, ausgesehen hat. Er wäre ein schlechter Chronist, wenn er seine Recherchen nicht in einem Buch festgehalten hätte. Und die Gläubigen in Manoppello machen an diesem Sonntag wieder ihre Prozession – in dem Wissen, dass ihnen vielleicht etwas ganz Kostbares anvertraut wurde.

aus: »Die Tagespost« vom 20. Mai 2006. Mit freundlicher Nachdruckgenehmigung des Verlages Johann Wilhelm Naumann vom 24. Mai 2006

Ist die Veronica 1527 im Sacco di Roma verschwunden?

Von Saverio Gaeta – Chieti 11. Februar 2006

Nach der Veröffentlichung meines Buches »Das andere Grabtuch« – erschienen als Beilage zur Märzausgabe 2005 von »Familia Cristiana« und auf dem Buchmarkt bei Mondadori im Juni 2005 – wurde mir mit einer besonderen Erlaubnis gestattet, aus der Nähe und eingehend das Bild der Veronica zu betrachten, das im gleichnamigen Pfeiler des Petersdomes aufbewahrt wird. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Aussagen der wenigen Wissenschaftler bestätigen, die vor mir dieselben Beobachtungen gemacht haben: es gibt keine Bildspuren auf diesem im Vatikan aufbewahrten Stoff. Das, was von weitem, im Augenblick der Zeigung des Reliquiars aus der Höhe der Loggia der Veronica als Umriss eines Gesichtes erscheint, ist nichts anderes als die geschnittene Goldfolie, wie sie auch bei den anderen ihr ähnlichen Exemplaren vorhanden ist, die sich heute in der römischen Kirche Il Gesù, in Wien und in Chiusa Sclafani befinden.

Es ist deshalb absolut sicher, dass »jenes gesegnete Bild, das Jesus Christus un-

hinterlassen hat als Beispiel seiner schönen Gestalt«, wie der Dichter Dante es 1292 in seinem Werk »Vita nuova« (Neues Leben) ausgedrückt hat, sich zur Zeit nicht mehr im Vatikan befindet. Im Innern des Tresors aus dem 17. Jh., dessen Schlösser noch mit demselben Schlüsselbund und den Originalschlüsseln – geöffnet werden, umstehen das Reliquiar des Heiligen Kreuzes und die Glasurne mit der Lanze des Longinus, die die Seite des gekreuzigten Jesus durchstoßen hat, eine unechte Reliquie, die im Zeitraum zwischen der Mitte des 16. und dem Beginn des 17. Jahrhunderts hergestellt worden ist.

Wir wissen, dass in Rom 1616 ein Brief mit kaiserlichem Siegel aus Wien eintraf, der an Papst Paul V. persönlich adressiert war. Er enthielt eine vollkommen harmlos erscheinende, leicht zu erfüllende Bitte: Die Königin Maria Konstanze von Österreich, Gattin König Sigismunds III. von Polen, bat den Papst um eine wertvolle Kopie des »Bildes der Veronica«, das in St. Peter aufbewahrt wird und seit Jahrhunderten von zahlreichen, darauf spezialisierten Malern kopiert und verbreitet wurde.

Die letzte der öffentlichen Ausstellungen dieses Bildes fand statt im Jubiläumsjahr 1600, in dem Tausende von Pilgern nach Rom geeilt waren, um den üblichen, vom damaligen Papst Clemens VIII. gewährten, vollkommenen Ablass zu gewinnen. Papst Paul V. hatte den angeblichen Schleier selbst am 25. Januar 1606 zum letzten Mal in den Händen aus Anlass der feierlichen Prozession, in der das Reliquiar in die Sakristei von St. Peter gebracht wurde. Am darauffolgenden 21. Mai wurde diese Zeremonie noch einmal wiederholt und das Reliquiar von dort in den Veronica-Pfeiler übertragen, einer der vier Hauptträger der Kuppel von St. Peter, die den Bernini Altar umgeben.

Meiner geschichtlichen Rekonstruktion gemäß hatte der Papst bei diesen Gelegenheiten jedoch eine Attrappe in den Händen. Diese musste das Original ersetzen, da im gegenteiligen Fall die Wallfahrten der Rompilger, der sogenannten »Romei«, auf drastische Weise abgebrochen wären, was wiederum dramatische Auswirkungen auf die Finanzen des Vatikans gehabt hätte, der gerade zum schwierigsten Zeitpunkt, nämlich während des Baus der neuen Vatikanbasilika, um großzügige Opfergaben beraubt worden wäre. Wie sehr wichtig der Volto Santo in der »Kollektivvorstellung« der Gläubigen war, bezeugen in der Tat viele Dokumente und Ereignisse, insbesondere seit 1300, dem ersten Jubeljahr der Christenheit, das gerade in der häufigen Ausstellung der Veronica seinen eigentlichen spezifischen Ausdruck fand.

Seit 1208 gibt es eine feierliche Prozession der Heiligen Reliquie von Sankt Peter zur nahe gelegenen Kirche Santo Spirito in Sassia. Das päpstliche Breve »Ad commemorandas nuptias (Zum Gedächtnis der Hochzeit zu Kana)«, unterzeichnet von Papst Innozenz III. am 13. Januar desselben Jahres,

legte diese Prozession fest für den ersten (zweiten) Sonntag nach Epiphanie. Genau während dieser traditionellen Ausstellung wurde am 10. Januar 1300 von Bonifaz VIII. die offizielle Erklärung gegeben, ein allgemeines Jubiläumsjahr zu begehen zur Jahrhundertfeier der Geburt Christi. Ich darf heute hier öffentlich mitteilen, dass auch Papst Johannes Paul II. aus Anlass des Großen Jubiläumsjahres 2000 die Reliquie hat sehen wollen, die im Vatikan aufbewahrt wird. Er hat darum gebeten, dass sie in sein eigenes Appartement gebracht wurde, und betrachtete sie genau und aufmerksam. Er ließ sie aber dann, nachdem er sich persönlich von der »Nicht-Existenz« des Bildes überzeugt hatte, in den Pfeiler von Sankt Peter zurückbringen, ohne weitere Initiativen zu ergreifen.

Vor sieben Jahrhunderten hingegen ließ Bonifaz VIII., wie es der damalige Historiker Giovanni Villani in seinen Chroniken bezeugt, festlegen, dass das ganze Jubiläumsjahr über die Ausstellungen des Volto Santo für die Gläubigen gesichert seien: »Und zur Tröstung der christlichen Pilger wurde jeden Freitag und an jedem Festtag in Sankt Peter die Veronica des Schweißstuches Christi gezeigt.« Fünfzig Jahre später bestätigte sein Bruder Matteo beim nachfolgenden Jubiläum, dass »das Heilige Schweißstuch Christi in der Kirche Sankt Peter zur Tröstung der Gläubigen, der Rompilger, jeden Sonntag und an jedem Hochfest gezeigt wurde«.

Die im Jahr 1208 von Innozenz III. eingeführte Tradition wurde zweieinhalb Jahrhunderte hindurch regelmäßig eingehalten. Papst Honorius III. bestätigte sie offiziell und ausdrücklich und Alexander IV. am 1. März 1255. Die Prozession nach draußen ins Freie wurde gegen Ende des Jahres 1471 durch Sixtus IV. abgeschafft, der sie ins Innere von Sankt Peter verlegte. Anlass dazu war die Erinnerung an die Tragödie des Jubiläumsjahres 1450, als am 18. Dezember beim Rückzug der Pilger nach der Falschmeldung über eine außerordentliche Ausstellung des Tuches, fast 200 Menschen starben, entweder von der Menge zertreten oder von der Brücke gestürzt, im Tiber ertranken.

Von diesem Zeitpunkt an konnte man die Reliquie nur noch während der jährlichen Ausstellung sehen und zwar von der Ballustrade des alten Oratoriums aus, das rechts vom Eingang der vatikanischen Basilika gelegen ist. Übrigens war es auch in den vorhergehenden Jahrhunderten nur wenigen Personen gestattet, einen direkten Kontakt mit dem Volto Santo zu haben. Die Gräfin von Lumello wird als erste weltliche Autorität in den Regesta Pontificum genannt, den offiziellen Akten des Heiligen Stuhles, die zu einer privaten Ausstellung für fürstliche Persönlichkeiten zugelassen wurde, und zwar im Jahre 1271. Im XIV. Jh. werden einige für das Jahr 1350 aufgezählt, unter ihnen König Ludwig I. von Ungarn. Im XV. Jh. werden 1442 Botschafter aus Äthiopien erwähnt, 1452 Friedrich III. von Habsburg (als er durch Papst Nikolaus V. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt wurde), König Cristianus von Dänemark im Jahr 1474. Nicht selten wurden diese vorher mit dem Titel eines Kanonikers von Sankt Peter ausgezeichnet, damit sie rechtmä-

ßig zu diesem Privileg zugelassen werden konnten.

Kehren wir zurück ins Jahr 1616. Paul V. erkennt, dass das Verschwinden der Veronika aus Sankt Peter nunmehr unwiderrufliche Tatsache ist, und dass die Nachforschungen der vergangenen Jahre – (»decenni« könnten auch 50 Jahre) keine konkreten Ergebnisse gebracht hatten. Der von der Wiener Kanzlei des Heiligen Römischen Reiches gesandte Brief setzte der Zeit der Hoffnung auf eine mögliche Wiederauffindung der Reliquie ein Ende, sodass nichts anderes zu tun übrig blieb, als die Situation sozusagen in beide Hände zu nehmen [richtig anzupacken.]

Die Strategie wurde sorgfältigst ausgearbeitet von Monsignore Pietro Strozzi, der neben seiner Eigenschaft als Kanoniker von Sankt Peter auch noch den delikaten Dienst des Privatsekretärs Pauls V. versah. Im geheimen Bereich des päpstlichen Gemachs zeichnete Strozzi eine Kopie des »Prototyps«, der sich schon im Pfeiler der Veronika befand. Ein Element zur Unterstützung dieser Hypothese liegt in der Tatsache, dass Giacomo Grimaldi im OPUSCULUM de SACROSANCTO VERONICAE SUDARIO versichert, bereits 1606 das Original gesehen zu haben, von dem die Kopie für die polnische Königin abgezeichnet wurde. Zwischen 1616 und 1617 wurden wenigstens vier oder fünf dieser Kopien hergestellt: außer der, die für die Sakristei des Vatikans diente, und der für die polnische Königin waren die anderen für den Papst selbst bestimmt, dann für den Großfürsten der Toscana und für Bischof Roberto Ubaldini von Montepulciano.

Das Bild, das an Königin Maria Konstanze geschickt wurde, begleitete ein Schreiben Pauls V., in dem er erklärte, wie schwer es war, einen geeigneten Künstler zu finden, der »eine der Heiligen Veronika quasi identische Kopie schaffen« konnte, während wir doch sehr wohl wissen, dass es zu dieser Zeit etliche »Maler der Veronica« gab, die in speziellen Körperschaften vereinigt waren, um ihre Rechte zu verteidigen. Aber ausgerechnet für diese letzteren wurde mit Datum vom 7. September 1616 ein Schreiben Pauls V. erlassen, in dem unter Exkommunikation verboten wurde, irgendeine Art Kopie der Veronika neu herzustellen. In den ersten Monaten des Jahres 1628 wurden die Anweisungen des neuen Papstes Urbans VIII. noch drastischer, wie zwei Rundbriefe es beweisen, die von Kardinal Bernardino Spada im Namen des Papstes an alle Erzbischöfe geschickt wurden. In ihnen wurde allen Gläubigen unter Strafe der Exkommunikation befohlen, jedwede Kopie, die das »wahre und heilige Bild der Veronica« darstellte, auszuliefern.

Das Hauptereignis, um das sich alles dreht, von dem ich bisher gesprochen habe, hat sich ein Jahrhundert früher ereignet, als die Hauptstadt des Kirchenstaates eine der größten Niederlagen ihrer bewegten Geschichte erlebte. Am 6. Mai 1527 wurde die Stadt tatsächlich geplündert und verbrannt, und zwar in dem Ereignis, das auch heute noch den Namen »Sacco di Roma« trägt. Deutsche Landsknechte und spanische Söldner – bezahlte Soldaten im Dienst Karls V. von Habsburg (im Kampf mit seinem Rivalen, Franz I. von Valois, und in der Folge mit Clemens VII., der sich 1526 mit dem letzteren verbündet

hatte) – belagerten den Papst und zwangen ihn, sich in Kastell Sankt Angelo einzusperren, um nachher nach Orvieto zu fliehen, wo er blieb, bis er einwilligte, Karl V. zum Kaiser des Römischen Reiches zu krönen.

Wir haben von diesem verhängnisvollen Tag und darüber hinaus von den darauf folgenden Wochen des Schreckens eine Information aus erster Hand durch den römischen Gesandten der Gräfin von Urbino, einen gewissen Messer Urbano, der ebenfalls in Orvieto einquartiert war zusammen mit den anderen Getreuen des Papstes. Schon am 14. Mai schickte Urbano eine Botschaft an die Gräfin und berichtet ihr von der Vatikanischen Basilika, dass »in dieser Kirche und auf ihrem Altar selbst, wie man sagt, 500 Menschen gestorben sind, heilige Reliquien verstreut und verbrannt wurden und einige sogar behaupten, dass die Veronica verbrannt sei.« Nach einer Woche, am 21. Mai, präzisiert er, »dass die heiligen Reliquien verloren gingen. Der Volto Santo wurde geraubt und durch tausend Hände weitergereicht, er sei durch alle Tavernen Roms gewandert, ohne dass jemand als solchen erkannt hätte.« Und am 11. Juni bestätigt er es noch einmal: »Man sagt auch, dass man den Volto Santo nicht mehr findet«.

Diesen Nachrichten kommt eine große Glaubwürdigkeit zu, wenn man den Ort berücksichtigt, an dem Urbano sich befand und der in diesen Wochen das Zentrum der vatikanischen Kurie darstellte, und auch die Bedeutung der Gräfin von Urbino, die in einem Brief, der in den Tagebüchern des Marino Sanuto enthalten ist, als »Gemahlin unseres Hauptgenerals, Schwester des Grafen von Mantua« bezeichnet wird. Die wiederholte Erwähnung des Heiligen Schleiers durch den Botschafter braucht nicht zu verwundern, weiß man doch, dass »die ganze Christenheit, die an die religiöse Bedeutung solcher Reliquien glaubte, um die Veronica zitterte. Diese war ja die Reliquie »per eccellenza«. Ihre Popularität unter den Pilgern hatte aus ihr das wahre Palladium der »Heiligen Stadt gemacht«, schreibt der exakteste Chronist des Sacco di Roma, der Franzose André Chastel.

Es ist in der Tat so, dass die Päpste sich schon in anderen dramatischen Situationen in Sicherheit bringen mussten und ihre erste und hauptsächlichste Sorge ist immer die gewesen, dass der Volto Santo keinen Schaden erlitt. 1409 zum Beispiel wurde die Veronica während der Belagerung durch Ladislaus von Neapel provisorisch im Haus des Getreuen Giovanni dall'Oglio versteckt und anschließend in Kastell Sankt Angelo in Sicherheit gebracht: »Sie wurde am 4. Oktober 1409 zum Kastell Sankt Angelo gebracht, damit sie nicht den Ungehörigkeiten der Soldaten ausgesetzt würde« und später, »am 1. Januar 1410, zur Stunde der Terz durch Giacomo de'Calvi, dem ersten Kanoniker, Vikar und Mesner der Basilika Sankt Peter, in Begleitung von anderen sechs-Kanonikern, die nach Castel S. Angelo gingen und die Veronica dort holten, in besagte Basilika zurückgetragen.«

In dieselbe Festung hatte sich auch Alexander VI. geflüchtet, während das Heer von Karl VIII. von Valois 1494 durch Italien nach Süden zog, und auch unter diesen Umständen hatte er den Heiligen Schleier und die Reliquien der

Hl. Petrus und Paulus mit sich genommen. Klemens VII. jedoch hatte 1527 keine Zeit mehr, die Veronica in Sicherheit zu bringen, weil seine Flucht wirklich vollkommen überstürzt geschah, so sehr, dass überliefert wurde, sein Einzug in Castel Sankt Angelo sei praktisch gleichzeitig geschehen mit dem Einbruch der kaiserlichen Soldaten in den vatikanischen Palast und der anschließenden Plünderung eines jeden wertvollen Gegenstandes. Dieses Los blieb aber der Kapelle von Sancta Sanctorum erspart, der Kapelle nahe beim Lateran, in der andere kostbare Reliquien aufbewahrt wurden, die durch ihre riesengroßen Eisenschlösser der Zerstörungswut der Landsknechte widerstanden.

Andere Bestätigungen für einen Diebstahl im Jahr 1527 finden sich auch in den Berichterstattungen dieser Zeit, die vom deutschen Forscher Gustav Droysen zusammengestellt wurden, und ebenfalls in der qualifizierten »Geschichte der Päpste« von Ludwig von Pastor: »Das Sudarium der Veronica wurde geraubt und in den öffentlichen Übernachtungs- und Verköstigungsplätzen Roms zum Verkauf angeboten, jene im ganzen Mittelalter so sehr verehrte Reliquie.« Und Kardinal Giovanni Salviati schreibt in einem Brief aus Paris an Baldassare Castiglione, datiert vom 8. Juni 1527, »seines Erachtens sei die Reliquie verbrannt worden«. Ein weiteres Dokument, das ebenfalls in den »Tagebüchern von Marino Sanuto« enthalten ist, das ich aber erst nach der Veröffentlichung meines Buches gefunden habe, ist ein von einem Diener des Erzbischofs von Spalato geschriebener Brief aus Rom, mit Datum vom 15. Juni 1527, der später durch einen gewissen Vincenzo aus Treviso abgeschrieben und dann einen nicht weiter bekannten Messer Jacomo geschickt wurde: »Und der Schrein der Gebeine des hl. Petrus und des Volto Santo sind zerbrochen.«

Aus Gründen der Redlichkeit muss ich auch sagen, dass es nicht an Quellen fehlt, die dementieren, dass der Volto Santo dem Sacco die Roma zum Opfer gefallen ist. Ein anonymen Soldat aus Frundsberg, vielleicht ein Tiroler, schrieb im Herbst 1527 einen »wahren und kurzen Bericht«, dass »die Landsknechte, nachdem sie die Veronica nicht fanden, andere Reliquien genommen hätten«. Und auch Marcello Alberini erzählt in seinen Erinnerungen vom Sacco di Roma, die jedoch erst im Jahr 1547 verfasst wurden: »Man sah es gut an den heiligen Hostien, am Sudarium unseres Herrn ... und am wunderbaren Bild aus der Kapelle Sancta Sanctorum und an anderen heiligen Orten, die jene unheilvollen Hände nicht haben verwüsten können.« Meines Erachtens sind diese Zeugnisse aber von geringerer Glaubwürdigkeit als die vorher zitierten.

Neunzig Jahre danach erklärt Giacomo Grimaldi, Klerikerbenefiziat und Notar der vatikanischen Basilika, erfahren zu haben, dass »das Schweißstuch Christi, die Lanze und das Haupt des Apostels Andreas zur Zeit der Plünderung Roms intakt geblieben sind, heil und ohne Schaden«. Aber auch diese Information scheint mir wenig Glaubwürdigkeit zu besitzen, da die Nachricht aus einer Epoche stammt, in der die geplante »Desinformation«, die das Kapitel von Sankt Peter beschlossen hatte, bereits in vollem Gange war: Es sollte geglaubt werden, dass die Veronica noch im gleichnamigen Pfeiler von

Sankt Peter aufbewahrt würde.

In den von Grimaldi geschriebenen Seiten gibt es eine auffallende Widersprüchlichkeit gerade dort, wo er keine genaue Erklärung weiß und deshalb von einer Wahrscheinlichkeit spricht in Bezug auf die Beschädigung des alten Reliquiars, der aus Anlass des Jubiläums von 1350 von venezianischen Adligen, Nicolò Velentini, Bandino de Quarzonibus und Franceschino in Glostro geschenkt worden war: »eine schöne Scheibe / Tafel? aus durchsichtigem, ganz klarem Bergkristall, die heute noch im gleichen Archiv aufbewahrt wird, geschmückt mit einem Rahmen aus feinem Silber, das mit Emaillegarbeiten ringsum versehen ist, zerbrochen in zwei Teile, wahrscheinlich auf Grund der Nachlässigkeit der Kustoden.«

Wenn man den Wert des Objektes bedenkt, aber vor allem auch seinen Inhalt, erscheint es unglaublich, dass nicht äußerste Sorgfalt angewandt wurde bei seiner Handhabung und noch weniger, dass keine genauen Angaben existieren, wie diese Beschädigung vor sich gegangen ist, da sie doch nur einige Jahrzehnte zurücklag. Dass dieses Reliquiar eigens für den Volto Santo angefertigt worden war, daran besteht keinerlei Zweifel: Verschiedene ältere Quellen bezeugen es, und derselbe Grimaldi unterstreicht, dass die drei Venezianer beseelt waren von einer »ganz besonderen Liebe zu Gott, einer großen Verehrung für den Apostelfürsten und ganz besonders für das hochheilige Sudarium, das nach den Anordnungen und Plänen Gottes wunderbarerweise in unserer Basilika untergebracht ist, damit es dem christlichen Volk zu seinem großen Trost und auch zur Vergebung der Sünden gezeigt werde.«

Seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts wird für den angeblichen Schleier der Veronica ein neues Reliquiar benutzt. Möglicherweise hat man ein altes Kultgerät angepasst, das wahrscheinlich in die Zeit Pius II. (Regierungszeit 1458–1464) zurückreichte, wie man aus der Dekoration schließen könnte, die in Anlehnung an seinem adligen Wappen angefertigt wurde. Es gibt aber heute von diesem Gegenstand keine materiellen Spuren mehr, nur einige Zeichnungen in den Werken Grimaldis, sodass wir keine Einschätzungen bezüglich der Größe der Reliquie und ihrer Transparenz vornehmen können: Jener beiden wesentlichen Eigenschaften zur Beurteilung der Authentizität des Volto Santo.

Eine mögliche Erklärung ist die, dass Clemens VII. in der unmittelbar auf den Sacco di Roma folgenden Zeit auf alle möglichen Weisen versucht hat, das meiste von dem geraubten Gut wieder zurückzubekommen. Seine Beauftragten machten sich innerhalb und außerhalb des Kirchenstaates ans Werk, und es gelang ihnen, bemerkenswerte Ergebnisse zu erzielen. Vor allem im Königreich Neapel und in Cagliari wurden bemerkenswerte Mengen von alten Kostbarkeiten zurückgekauft. Am 26. November 1528 konnte der Papst deshalb anordnen, dass alle heiligen Reliquien, die nach Rom zurückgekehrt waren, »in einer feierlichen Prozession von der Sankt Markus Kirche zur vatikanischen Basilika überführt wurden«. Unter all diesen wieder gefundenen Gegenständen li

eß sich ohne Schwierigkeit auch eine falsche Reliquie der Veronica unterbringen, wenn man das nur wollte, und kein Außenstehender und Fremder hätte es auch nur bemerken oder ihre Authentizität prüfen können.

An diesem Punkt angekommen bleibt die Frage, welchen Weg der Volto Santo genommen hat, um nach Manoppello zu kommen. Die Grafschaft Manoppello wurde 1061 gegründet, als der erste Graf Boemondus das Gebiet Manoppello als Lehen erhielt, zusammen mit Caramanico, Roccamorice und Tocco da Casauria. Vom XV. bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts wurde Manoppello, das im nördlichsten Teil des Königreiches Neapel und an den Grenzen des Kirchenstaates lag, von der Familie Orsini regiert. Danach fiel es in die Hände der Familie Colonna. Aber in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gab es eine Abfolge von militärischen Strafen, die neues Licht auf unsere Frage werfen können.

Auf Hinweis des Manoppelleser Gelehrten Giuseppe Ricci habe ich tatsächlich das Buch »Die militärischen Unternehmungen des Lautrec im Königreich Neapel« von Leonardo Santoro studiert, herausgegeben von Tommaso Pedio im Verlag Mario Congedo (Galantina 1972): Es handelt sich dabei um die Neuauflage eines zuvor durch Scipione Volpicella herausgegebenen Textes, unter dem Titel »Über die Erfolge des Sacco di Roma und des Krieges des Königreiches Neapel unter Lotrech (Neapel 1858)«. Leonardo Santoro, 1475 in Caserta geboren und in Caserta am 28. Oktober 1569 gestorben, hat sich in der Hälfte des XVI. Jahrhunderts historischen Forschungen gewidmet und Daten und Nachrichten gesammelt und geordnet, die verbunden waren mit militärischen Unternehmungen des besagten Odetto de Foix im Königreich Neapel. Odetto de Foix, Vizegrav von Lautrec, französischer Marschall, war Kommandant der kriegerischen Ausführungen in Italien zwischen 1527–1528. Das Originalmanuskript hatte den Titel »Geschichte des Sacco di Roma,« der unter der Befehlsmacht Karls von Bourbon ausgeführt wurde, des Grafen von Avernia und von Montepensieri, und von der Belagerung Neapels durch Odetto de Foix, des Herrn von Lautrec.

Was für uns von Bedeutung ist, betrifft zwei Persönlichkeiten deren Biografie beschrieben wird. Der erste ist Ferdinando de Alarçon, der Kommandant des spanischen Heeres in Italien, der »wegen militärischer Dienste, die er König Ferdinand dem Katholischen geleistet hatte, im Februar 1526 die Markgrafschaft des Valle Siciliana in den Abruzzen übertragen bekam. Dieser Titel wurde zur gleichen Zeit dem anderen Protagonisten geraubt, nämlich Camillo Orsini del Pardo, der angeklagt wurde, an der spanischen Vizeregentschaft Verrat geübt zu haben, endgültig 1530 von jeder Gnadenwahrung ausgeschlossen wurde und die Konfiszierung seiner Güter im Königreich Neapel hinnehmen musste.

Während des Sacco di Roma wurde Ferdinando de Alarçon – und das ist wahrscheinlich der eigentliche, unerwartete Szenenwechsel – , in der Folge der Vereinbarung zwischen Clemens VII. und dem Kommando der kaiserlichen Wehr-

macht, die Rom belagerte, die Befehlsgewalt der spanischen Besatzung von Kastell Sankt Angelo anvertraut sowie der Garnison, die Rom bis zum Ende Februar 1528 kontrollierte. Es scheint mir nicht zu kühn anzunehmen, dass gerade er sich des Volto Santo, der aus Sankt Peter geraubt worden war, bemächtigte, und am Ende des französisch-spanischen Konflikts mit sich nahm in das Gebiet, das ihm als Markgrafschaft übertragen worden war (Manoppello liegt in der Markgrafschaft des Valle Siciliana!).

Wie die Geschichte uns bezeugt, wurde der Schleier erst am 6. April 1646, nach verschiedenen Schwierigkeiten, die uns mehr oder weniger bekannt sind, zum ersten Mal öffentlich zur Verehrung durch die Gläubigen von Manoppello ausgestellt, aber er blieb nachher für eine Periode von weiteren 40 Jahren in einer Nische von hinten rechts neben dem Hauptaltar der Klosterkirche verborgen. 1686 entschlossen sich die Kapuziner auf der linken Seite der Kirche eine Kapelle zu bauen, in die das Reliquiar dann anschließend überführt wurde, und 1690 legten sie fest, dass das Fest des Volto Santo am 6. August gefeiert werden sollte, zusammen mit dem liturgischen Fest der Verklärung des Herrn.

Erst 1703 begann man auf Anregung von P. Bonifaz von Ascoli hin, den Schleier feierlich auszustellen und ihn ab 1712 jedes Jahr einmal in einer Prozession durch die Straßen der kleinen Stadt zu tragen. 1718 beschlossen der Erzbischof von Chieti und der Obere der Kapuziner gemeinsam, dass die äußere Feier des Festes am zweiten Sonntag im Mai begangen werden sollte, was dann später, ab 1750, auf den 3. Sonntag im Mai verschoben wurde, um eine Überlagerung des Festes mit dem Patronat des Bistums, Sankt Justin, zu vermeiden. Unterdessen hatte der Graf von Tagliacozzo, das in Luftlinie etwa 70 Kilometer von Manoppello entfernt lag und ebenfalls unter der Herrschaft der Colonna stand, mehr oder weniger in diesen ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts der Ortsgemeinde ein Gemälde geschenkt, das das Antlitz Christi darstellte und von Experten auf das Modell der Veronica zurückgeführt werden konnte, auch wenn es in einigen Punkten davon abwich (z.B. ist der Mund geöffnet, aber die sichtbaren Zähne sind die unteren). Auf der Rückseite wird mit einer Inschrift aus dem XVIII. Jahrhundert bestätigt: »Dieses hochheilige Bild hat das Heiligste Antlitz unseres Herrn Jesus Christus berührt, das in der Basilika des Vatikans in Rom aufbewahrt wird und sein wahres Abbild ist.«

Das Bild von Tagliacozzo wird seit drei Jahrhunderten nur einmal im Jahr ausgestellt und zwar am Weißen Sonntag, und es wird dann vom Benediktinerinnenkloster aus, wo es normalerweise aufbewahrt wird, in Prozession zum Hauptplatz des Ortes getragen. Nach P. Pfeiffer, der die mögliche Geschichte nachgezeichnet hat, ist das Fest in Tagliacozzo nicht eine bloße Imitation des Festes mit Prozession in Manoppello, sondern es stellt auch den Versuch dar, alle Spuren eines Raubes aus dem Vatikan zu verwischen. Die Herren beider Orte, »beide zur Familie der Colonna zählend, müssen vom Verschwinden der Veronica aus der Basilika Sankt Peter gewusst und gedacht haben, es könne nützlich sein und helfen, die Wasser vor eventuellen Nachforschungen von Seiten des Vatikans ein wenig zu trüben, wenn man gleich zwei Bilder des

Volto Santo in den Abruzzen hätte, die Zentrum eines eingewurzelten, lokalen Kultes sind.

Diese ganzen komplizierten Verhältnisse, die ich beschrieben habe, offenbaren Angst auf beiden Seiten: In den Abruzzen jene, der rechtmäßige Eigentümer, d.h. der Papst, könne seinen Besitz zurückfordern; im Vatikan jene, die Nachricht vom Verschwinden der Veronica könne durchsickern, mit allen Konsequenzen für die römische Wallfahrt. Das Ergebnis wird wohl das Vernichten oder wenigstens das Verborgenhalten jener Dokumente gewesen sein, die Licht werfen könnten auf die Abfolge der Ereignisse. Vielleicht hat ja auch dieser Kongress eine stimulierende Wirkung auf die Historiker, dass sie sich auf die Spuren der Tatsachenberichte aus jener Zeit begeben, und in unsere Aufklärungs-, Aufhellungsversuche neue, Licht bringende Bausteine einfügen.

(Übersetzung: Sr. Blandina Paschalis)

Der Schleier von Manoppello

Von einem Ordensmann, dessen Name der Redaktion bekannt ist
Konzept der Karfreitagspredigt

Das christliche Bekenntnis – wie es zuvor bereits der alttestamentliche Glaube war – ist nicht bloß intellektuelles Fürwahrhalten irgendwelcher abstrakter Wahrheiten, sondern hat nachweislich eine ganz klare, geschichtliche Grundlage! Was nun im AT das wiederholte außerordentliche Eingreifen Gottes zur Rettung des israelitischen Volkes war, das ist im NT das unfassbare Ereignis der Menschwerdung Gottes in Christus Jesus. Dies lässt sich nicht nur durch entsprechende Schriftstellen bzw. außerbiblische Quellen belegen, sondern uns steht heute, mit den vom Turiner Grabtuch gewonnenen Erkenntnissen, ein erschütterndes Zeugnis der Leiden Jesu zur Verfügung. Einer aktuellen Berechnung zu dessen Authentizität, also seiner Echtheit, wobei alle hierzu verfügbaren historischen Fakten sowie sieben besondere – vom Grabtuch ableitbare – Details berücksichtigt wurden: nämlich das Einwickeln des Leichnams in ein Leinentuch, die Dornenkrönung, das Tragen des Kreuzes auf den Schultern, die Annagelung, die Seitenwunde, die hastige, provisorische Bestattung sowie die kurze Verweildauer des Leichnams im Grab ergab nun die sehr hohe Wahrscheinlichkeit von 1:200 Milliarden, dass der Mann auf dem Grabtuch einzigartig ist, dass dies tatsächlich der Gottmensch Jesus von Nazaret sein muss!

Ich möchte aber jetzt Ihr Interesse auf eine andere nicht, minder bedeutsame Abbildung lenken. Seit wenigen Jahren wird man nämlich langsam wieder auf ein be

sonders wertvolles Zeugnis aufmerksam: den sogenannten Byssus-Schleier von Manoppello: Auf diesem einzigartigen, hauchdünnen Gewebe aus Muschelseide, dem kostbarsten Gewebe der Antike überhaupt, sieht man ein Antlitz, das hinsichtlich der wesentlichen Physiognomie-merkmale, also der äußeren Erscheinungsmerkmale eines Menschen, zu 100% deckungsgleich ist mit der uns vertrauten Abbildung auf dem Turiner Grabtuch. Ausführliche Studien an den ältesten ostkirchlichen Ikonen sowie späterer Christusabbildungen in der Westkirche, haben zweifelsfrei ergeben, dass seine Proportionen nachweislich als entsprechende Referenzpunkte, d.h. als Orientierungspunkte, für diese christlichen Kunstwerke verwendet worden sind! Dabei ist es wichtig, sich nochmals zu vergegenwärtigen, dass erst durch die Fotografie das Geheimnis des Grabtuches wirklich zugänglich gemacht worden ist. Zuvor sah der Betrachter lediglich in schwachem Brauntönen das konturlose Körperbild eines unbekleideten, gefolterten Mannes. Demzufolge kommt ihm als Referenzquelle für Abbildungen maximal eine ergänzende Rolle zu.

Während nun das Antlitz auf dem Fotonegativ den unvoreingenommenen Betrachter durch seine Ausstrahlung förmlich anzieht, so wehren hingegen die meisten Menschen zunächst das Schleierbild mit diesem so verunstalteten Antlitz ab: Jesus ja, aber doch nicht so... Denn jeder von uns hat sich im Laufe des Lebens sein eigenes Bild von Christus zurecht gelegt, was grundsätzlich ja durchaus legitim ist. Dieses erfährt jetzt, wenn Sie wollen, eine Präzisierung!

Betrachten wir aber nun gemeinsam das vor Ihnen liegende Bild: Allerdings muss noch vorausgeschickt werden, dass es äußerst schwierig ist, davon eine gute Abbildung zu erhalten, denn einerseits ist das Gewebe so transparent, dass man durch den Schleier hindurch eine darunter liegende Zeitung zu lesen vermag; bei Gegenlicht verschwindet das Bild sogar überhaupt. Je nach Kontrast bzw. Hintergrund kommen zudem manche Details – z.B. vereinzelt Barthare -, was gerade bei einem blonden Bart, wie ihn Jesus gehabt haben dürfte, zu Lasten des Gesamtbildes überproportional zur Geltung kommt.

Den auf dem nur 17x24 cm großen Schleierbild augenfälligsten Unterschied zum Grabtuch bilden jedoch die weit geöffneten Augen, deren sanftmütiger Blick in einem nahezu eklatanten Gegensatz zu stehen scheint mit den schweren Verletzungen, denen wir uns nun im Besonderen zuwenden wollen:

Die Pupille des rechten Auges ist unregelmäßig erweitert, was auf eine größere Verletzung schließen lässt! Dazu findet sich auch tatsächlich ein entsprechender Hinweis auf dem Grabtuch. Denn ein Augenarzt hat erkannt, dass dort die rechte Augenpartie offensichtlich verändert ist, d.h. es lassen sich die Augapfelkonturen rechts im Gegensatz zu denen des linken Auges nur

schemenhaft erkennen! Ursächlich kommen dafür zwei – jeweils schwere – Verletzungen in Betracht: Entweder eine Prellung des Augapfels, eventuell sogar mit Einbruch des Augenhöhlenbodens in die Kieferhöhle, und/oder eine Verletzung des Augapfels, bei der sogar Anteile desselben ausgetreten sind, d.h. mit Verlust von innerem Augapfelgewebe. Solche zerstörten, zähflüssigen Gewebeteile sammeln sich dann im inneren Lidwinkel an. Bei guten Abbildungen sieht man tatsächlich dort eine ganz eigenartig dreiteilig-konfigurierte Träne, die zweifelsohne nicht aus gewöhnlicher Tränenflüssigkeit besteht...

Wenn Sie nun die Nase betrachten, so sehen Sie mehrere Blutergüsse. Diese sind im Zusammenhang mit dem Nasenbeinbruch zu sehen, der zu einer seitlichen Verschiebung des Nasenrückens um mehr als einen halben Zentimeter über die Mittellinie hinausgeführt hat. Am ausgeprägtesten ist diese bogenförmige Verschiebung beim Bluterguss in der Nasenmitte zu sehen: An der Nasenwurzel selbst bzw. dem rechten inneren Augenbrauenbereich fällt nun rechts eine unscharfe Kontur auf. Hingegen ist diese links, infolge des Blutergusses, besonders gut erkennbar; während rechts, aufgrund der verletzungsbedingten Verschiebung im Nasenwurzelbereich zur intakten Seite, die genauere Zeichnung fehlt.

Dazu passt nun auch die massive Schwellung der rechten Wange, deren erschreckendes Ausmaß man erst richtig im Bereich der umrahmenden Haarlocken erkennt. Ob die Schwellung selbst auch für die seitliche Verziehung bzw. Schrägstellung des Mundes als Ursache in Betracht gezogen werden muss oder ob eine – infolge des brutalen Schlages ins Gesicht – verursachte Gesichtslähmung dafür in Frage kommt, kann derzeit nicht genau beurteilt werden.

Über diese erwähnten Verletzungen hinaus lassen sich, mittels UV-Licht, über das ganze Gesicht verteilt noch zahlreiche weitere Abschürfungen erkennen.

Während nun letztere wahrscheinlich durch die Soldaten, Diener und die erbosten Schriftgelehrten zustande gekommen sind, die Jesus ins Gesicht spuckten und ihn ohrfeigten, dürften jedoch die Augen- und Nasenverletzung, einschließlich der massiven Wangenschwellung, auf den hasserfüllten Schlag eines Knechtes während des nächtlichen Verhöres beim Hohenpriester Kaiaphas zurückzuführen sein.

Ergänzend sollte man vielleicht noch ein Detail anführen, das unter Umständen jemanden befremden könnte: nämlich, dass auf dem Grabtuch der Schnurrbart so kräftig gezeichnet ist, während er auf dem Schleier kaum zu sehen bzw. nur aus vereinzelten Barthaaren zu bestehen scheint. Das Hervorheben einzelner Haare hat, wie bereits erwähnt, als aufnahmetechnisches Problem zu gelten. Hingegen ist der ausgeprägte Schnurrbart des Grabtuches

durch geronnenes Blut hervorgerufen, das nach der Kreuzabnahme aus Mund und Nase geflossen ist, nachdem zuvor durch die Lanze Herz und Lunge durchbohrt worden sind. Dieses Blut konnte zuvor nicht abfließen, da es sich im Körper unterhalb der Brustkorb-Verletzung befand.

Als letztes erwähnenswertes Detail können wir uns noch auf das besonders auffällige Haarbüschel im Stirnbereich konzentrieren, das sich – häufig stilisiert – besonders bei den ostkirchlichen Ikonen findet und, wie bereits gesagt, als auffälliges Charakteristikum kunstgeschichtlich zurückverfolgt werden kann.

Wenn Sie nun erneut – trotz dieser Verletzungen – diesen sanften, verzeihenden Blick Jesu betrachten, können Sie nur ergriffen staunen über die Demut unseres göttlichen Erlösers, der in seiner unfassbaren Liebe zu uns Sündern solches Unrecht an sich geschehen hat lassen! Dabei hat er den Schmerz nicht weniger wie wir gespürt!

Während man mittlerweile von den Grabtuchforschungen weiß, dass die Abbildung dort durch oberflächliche Versengung der Flachsfasern zustande gekommen ist, steht man beim Schleierbild noch völlig im Anfang. Beide Bilder weisen keinerlei Pigmente auf. Byssus lässt sich zudem gar nicht bemalen, sondern lediglich mit Purpur bzw. einigen wenigen Pflanzenextrakten färben.

Der Begriff Byssus ist zudem etwas unscharf, da man darunter sowohl feinstes Leinen, Seide als auch Muschelseide verstehen kann. Für unser Bild trifft letzteres zu: Aus den feinen Haftfäden von Muscheln, die damit am Meeresgrund verankert sind, und deren Durchmesser nur ca. $\frac{1}{10}$ der Stärke eines gewöhnlichen Haares ausmacht, wird der kostbare Rohstoff in 5 bis 10 m Tiefe gewonnen. Für 1 kg benötigt man ca. 1.000 Muscheln; nach wiederholtem Waschen, Trocknen und Kämmen bleiben jedoch davon gerade noch 200 – 300 gr der begehrten Muschelseide übrig, die nun vor Verwendung erst noch gesponnen werden muss. Durch Einlegen in Zitronensaft oder Rinderharn entsteht sodann die typische goldbraune Farbe, welche auch zur öfters verwendeten Bezeichnung »Gold des Meeres« geführt hat.

Wie die Abbildung selbst zustande gekommen ist, darüber lässt sich derzeit nur spekulieren. Einzig im Bereich der Pupillen sind mikroskopisch nachweisbare Veränderungen sichtbar: Die Fäden erscheinen hier wie angeschmort. Analog zu den Farben beim Regenbogen bzw. einzelnen Farben in Vogelfedern oder Schmetterlingsflügeln, die ebenfalls nicht durch Pigmente verursacht sind, sondern mittels einfachster physikalischer Vorgänge wie Reflexion und Brechung sowie Beugung von Lichtstrahlen bzw. Welleninterferenzen erklärt werden können, rechnet man ähnlichen Phänomenen beim Schleier. Experimente diesbezüglich stehen derzeit noch aus, da seine derzeitigen Wächter, die Kapuziner, noch äußerst zurückhaltend sind.

Nichtsdestotrotz wird von Kritikern schlichtweg behauptet, das Bild sei nur eine Kopie irgendeines leider unbekanntes Originals. Dass aber alle Details, z.B. die erst in der Vergrößerung sichtbaren Wimpern, die Tränensäcke, die Zähne sowie die bereits angeführten Verletzungen eine fehlerfreie Anatomie zeigen, wie sie kein Mensch zu malen fähig wäre, das lässt seine Gegner, Ähnliches gilt ja auch im anhaltenden Streit um das Grabtuch, unbeeindruckt.

Noch ist nichts zum Zeitpunkt der Bildentstehung gesagt worden: Im Augenblick überwiegen die Befürworter jener These, derzufolge der Schleier über dem Grabtuch gelegen habe und somit wie dieses als Auferstehungsreliquie zu betrachten sei. Ich persönlich kann diesem Ansatz nichts abgewinnen, sondern bin überzeugt, dass es sich hier um den sogenannten Schleier der Veronika handelt, was ja auch einen entsprechenden Niederschlag in der christlichen Kreuzwegstradition bzw. der abbildenden Künste gefunden hat.

Für die Bildentstehung selbst war offensichtlich kein direkter Kontakt erforderlich, denn das Bild weist keinerlei Verzerrungen auf, welche ja unweigerlich entstanden wären, wenn man damit versucht hätte, Christi Antlitz abzutrocknen. Zudem hätte das nylonartige Gewebe dafür keinerlei Saugfähigkeit, ein Faktum, welches von den Gegnern immer wieder mit besonderer Vehemenz vorgebracht wird.

Ein Rätsel will ich allerdings nicht verschweigen: Erstaunlicherweise findet sich kein Hinweis auf die zu erwartende Dornenkrone! Dafür habe ich auch bis dato noch keinerlei Erklärung gefunden; Ob sie nun im Augenblick der Bildentstehung vom Kopf gerutscht ist oder ob das grobe Geflecht mehr über dem Hinterkopf lag; diesbezüglich muss man dieses Faktum derzeit einfach auf sich beruhen lassen.

Abschließend sei noch erwähnt, dass seit dem 6. Jahrhundert nachweislich von diesem so geheimnisvollen Bild berichtet wird. Seit dem 8. Jahrhundert wird das Bild unter den Reliquien in Rom bezeugt. Zuvor war es in Konstantinopel, davor in Edessa und Kamulia im Orient. Während des damals umstrittenen Baues des neuen Petersdomes verschwand jedoch das Bild dann auf mysteriöse Weise aus Rom. Nur ein venezianischer Rahmen mit altem, zerbrochenem Glas ist heute davon in der Schatzkammer von St. Peter heute noch zu sehen. Seit über 400 Jahren befindet sich nun diese überaus wertvolle Reliquie, vor der einst selbst der Kaiser von Byzanz nur einmal im Jahr knien durfte, in der Kirche von Manoppello, einem abgelegenen Städtchen in den italienischen Abruzzen.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte! Zumal dieses Bild, wie auch das Grabtuch, älter ist als alle schriftlichen Zeugnisse, die wir sonst von Jesus haben; vor allem sind beide frei von jeglichen Übermittlungs- bzw. Über-

setzungsfehlern! Trotzdem, kein Bild kann den eigentlichen Glaubensakt ersetzen, der bekennt, dass in Jesus von Nazaret Gott selbst ein sterblicher und leidensfähiger Mensch geworden ist und für uns sein Leben hingegeben hat. Dieses Bild könnte allerdings unserer glaubensschwachen Zeit mit ihren wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten einen ungeahnten Impuls geben!

Bemerkungen zum vorhergehenden Artikel

(Karfreitag/Ostern 2006)

Nun aber – Du siehst mein Lieblingsbild & Thema –
wieder einmal zum »Schleierbild«!

Im Rahmen meiner Vorbereitung auf die Karfreitagspredigt habe ich mich wieder einmal etwas intensiver damit beschäftigt, siehe dazu auch die Predigt-Skizze! Lass Dich jedoch bitte nicht von meiner »eigenartigen« Orthografie verwirren... Ich wollte nämlich nicht 4 Seiten überschreiten. Wie Du siehst, ich bevorzuge die sogenannte Rückseite des Schleiers; denn so stimmt das Bild mit dem Foto-Negativ des Grabtuches überein.

Immer wieder macht mir die Mundstellung »Schwierigkeiten« !!! Obwohl schon fast am Anfang der – vermutlich richtige – Ansatz stand, habe ich ihn immer wieder verworfen, ich glaubte, diese Verletzung wäre zu krass. Meine Ersatz-Interpretation, sprich: Oedem – bedingt bzw. partielle Fazialisparese, hat mich jedoch selbst nicht richtig überzeugt. Seit gestern bzw. heute Nacht verfolge ich nun wieder diesen Weg: nämlich den einer Oberkieferfraktur nach Lefort I (eventuell II oder sogar III) die ja auch einseitig vorkommen kann, bzw. oft in Kombination mit einer Orbitabodenfraktur (siehe Augenbefund!!!) besteht. Nun, was spricht dafür

Erstens) die Asymmetrie des Gesichtes

Zweitens) die Abweichung der Dental-Ebene vom rechten Winkel

Bezüglich 1) die massive Wangenschwellung ist demzufolge nicht nur Weichteil-schwellung, sondern auch Haematom infolge Periostzerreißung; dies erklärt die-Massivität des Befundes.

Zu 2) Die Achsenabweichung ist zwar nur 2 – 3 Grad vom rechten Winkel, aber dennoch vorhanden, wobei zugegebenermaßen ohne Röntgen-Bild die Gebiss-ebene nicht absolut fehlerfrei bestimmt werden kann.

Dieser Befund: also: Lefort-Fraktur I (-II-III) erklärt auch noch etwas anderes, nämlich: man hat den »Eindruck«, dass die distalen Zähne – also die Backenzähne – im Bezug auf die mesialen Zähne nach unten gerutscht sind; sprich der Aspekt des Gebisses, der sich dem Betrachter darbietet, würde

eigentlich mehr zu einem Menschen passen, der im Augenblick der »Aufnahme« nach oben schaut bzw. das Gesicht nach oben gerichtet hat!

Auch lässt sich nun vielleicht auch der geöffnete Mund besser erklären: er könnte durch die OK-Instabilität bzw. eventuell infolge einer partiellen – traumatisch bedingten – Kiefersperre verursacht sein. Diese Erklärung ist jedoch nicht zwingend erforderlich; denn Jesus könnte auch den Mund wirklich geöffnet haben.

Jetzt noch ein kleiner Nachtrag: anbei hast Du ja die Kopie des Augenbefundes: wenn Du nun ein Grabtuch(foto)negativ betrachtest, wirst Du unweigerlich sagen müssen: klarer Fall, wie konnte ich das zuvor übersehen! Es ist ein klassischer Enophthalmus!

Aber auch eine kleine Kritik habe ich: sowohl an Prof. Pfeiffer als auch an Schwester Blandina, sofern Paul Badde richtig zitiert hat: ad Prof. Pfeiffer: Wenn für ihn so »logisch« ist, dass das Schleierpositiv auf dem Grabtuchnegativ liegen musste, so mache ich darauf aufmerksam, dass dann jedoch eine völlige Übereinstimmung vorliegen müsste, d.h. nicht nur bezüglich der Physiognomiemerkmale: sprich: wie erklärt er die »Divergenz«: Offene – geschlossene Augen/offener – geschlossener Mund/blutverkrusteter, starker Schnurrbart – schwache Darstellung desselben / ganz abgesehen von der – von ihm nicht anerkannten Nasenfraktur zu reponierter Fraktur/massive Wangenschwellung – mäßige Schwellung beim GT?!?

Bezüglich Schwester Blandina habe ich auszusetzen, dass sie sich wohl auf Maria Valtorta bezieht, wenn es sich um den Schleier der Magdalena (wahrscheinlich Byssus) handelt, sich jedoch »blind« bzw. »taub« verhält, wenn im selben Werk (!) die Bildentstehung (sprich Veronika reicht Jesus ein Tuch, welches zugegebenermaßen nicht den Rückschluss auf Byssus erlaubt) dort geschildert wird! Entweder – Oder! Oder sollte – was ich keineswegs annehme – zum sogenannten »Auferstehungsschleier« noch ein zweites »Bild«, sprich Schleier der Veronika existieren? Wohl kaum anzunehmen! Nochmals zu Valtorta: Dort wird die Muttergottes am Karsamstag in größter seelischer Not eben gerade durch das Bild der Veronika getröstet; dieses bewahrte sie auf! Auch das Turiner Grabtuch wird in diesem Werk genannt! Warum also etwas »Unnotwendiges« behaupten?! Und »dazu erfinden«???

Wenngleich ich sonst Schwester Blandinas Arbeit und Engagement bezüglich der Schleier-Publikmachung nur dankbar begrüßen kann und keineswegs ihr diesbezügliches Verdienst schmälern will, aber nochmals: hier irrt sie.

Noch ein letztes: zu meiner Primiz wird auch Erich, ein Schul- und Studienkollege bzw. –freund kommen: möglicherweise wird er sich vielleicht an Euch um eine Mitfahrgelegenheit wenden.

Pardon, da fällt mir noch etwas zum Thema ein: Paul Badde erwähnt auch die sogenannte Haube von Cahors, die wiederum eine Besonderheit des Grabtuches im Kopfbereich – nämlich die fehlende Abbildung der Haare dort – erklärt, Das ist von Schwester Blandina sofort, wie auch das Schweißstuch von Oviedo(!), in eine entsprechende Theorie der vorübergehenden »Verpackung« Jesu am Karfreitag integriert worden!

Zur geschilderten »dreiteiligen« Träne im medialen Augenwinkel: die *caruncula la crimalis* bildet hier den 3. Teil ungefähr auf folgende Weise

Allerdings habe ich dieses Phänomen nur an »meinem« Schleierbild im Oratorium deutlich bemerkt; vielleicht sind die anderen Abbildungen zu klein? Oder der Kontrast ist anders? Ich habe keine Erklärung dafür; lediglich passt es gut zum Augenbefund (-kopie!)

»Das Neue unserer Religion ist, dass Gott Gesicht und Namen hat. Er ist Person!«

Von Karl G.Peschke

Der Schleier von Manoppello bewegt die Gemüter. Handelt es sich um eines der Tücher, die der Apostel Petrus im leeren Grab gefunden hat?

»Da kam auch Simon Petrus, und ging in das Grab hinein und er nimmt die Leinentücher wahr und das Schweißstuch, das auf seinem Kopf war.« Der Evangelist Johannes erzählt uns nicht, ob Petrus auf den Tüchern sofort das Antlitz des Herrn entdeckte. Wenn die heute als Reliquien verehrten Tücher – das Grabtuch von Turin und der Schleier von Manoppello - . mit den im Johannesevangelium genannten Tüchern identisch sind, dann hätte sich Petrus auch schwer getan, im schwachen Licht der Grabkammer sogleich die Abbilder des Herrn zu erkennen. Den gläubigen Christen galten beide Darstellungen von jeher als »nicht von Menschenhand gemacht«. Seit nun bekannt ist, dass der Schleier von Manoppello aus Muschelseide besteht und dieses Material gar keine Farbe aufnehmen kann, hat dies die fromme Sehnsucht nach dem wahren Christusbild erneut beflügelt.

Sehnsucht nach dem Abbild

Kein geringerer als Christus selbst hat die Sehnsucht gestiftet, ihn zu schauen, denn er sagt: »Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.« (Joh 15,9)

Jesus Christus ist die lebendige Ikone, das lebendige Bild des ewigen Gottes. So wie Christus im Brief des Apostels Paulus an die Kolosser (1,13-15) die Ikone, das »Ebenbild des unsichtbaren Gottes« ist, so werden die Tuchbilder als genaue Abbilder dessen verstanden, der selbst das vollkommene Abbild Gottes ist.

Hat Paulus also das Antlitz Christi in den Tüchern gesehen? Spielt er im Brief an die Kolosser darauf an? Irgendwann werden sich die Apostel doch diese Tücher näher besehen haben und dann haben sie das »Ebenbild des unsichtbaren Gottes« betrachtet.

In der Göttlichen Liturgie des Hl. Johannes Chrysostomus singen wir vor der Kommunion der Gläubigen: »Zu Deinem heiligen Abendmahle, Sohn Gottes, nimm mich heut als Gast auf. Nie will ich Deinen Feinden das Geheimnis verraten, noch will ich Dir einen Kuss geben wie Judas, sondern wie der Schächer am Kreuz bekenne ich Dir: Herr gedenke meiner in Deinem Reiche.«

Wenig vorher haben wir gebetet: »Der Empfang Deiner Geheimnisse, o Herr, gereiche mir nicht zum Gericht oder zur Verdammnis, sondern zur Heilung meines Leibes.«

Wenn hier die Teilnahme am Mysterium der Eucharistie ausgedrückt ist, was aber ist dann mit dem Geheimnisverrat gemeint? In Ost und West zählt diese Formulierung zu frühester christlicher Tradition. War den Gläubigen die Existenz des wahren Antlitzes Christi etwa bekannt? War das ihr streng gehütetes Geheimnis? In einer Umgebung der Christenverfolgung wäre es naheliegender gewesen, einen solchen Schatz zu verbergen.

Wenn dem so war, dann ist ihnen dies gut gelungen. Erst als das Christentum Staatsreligion wurde, und man nicht mehr unter Lebensgefahr seinen Glauben an Christus bekennen musste, treten die beiden Tücher aus dem Nebel der Legenden in die Geschichte ein: In der Lateranbasilika wird der hauchdünne Schleier auf einer lebensgroßen Christus-Ikone verehrt. Wie er tatsächlich nach Rom kam, erklären wiederum Legenden: Die Geschichte vom Schweiß-tuch der Veronika etwa. In der alten Peterskirche wird dieses Reliquiar

aufbewahrt.

Urbilder der Malerei

Der Schleier – wohl zurecht immer als Schweiß Tuch oder Soudarion bezeichnet – und das Grabtuch werden zum Urbild aller Christusdarstellungen im Morgen- und Abendland.

Dann, so scheint es, kommt den Päpsten diese Verehrung plötzlich ungelegen. Kein Wunder, denn das Tuch war verschwunden. Der Jesuit Heinrich Pfeiffer beschrieb als erster, wie das Tüchlein auf einmal in dem Abruzzen-Städtchen Manoppello auftauchte, und er wies nach, dass es genau diese Reliquie ist, die den Päpsten abhanden gekommen war: das Schweiß Tuch.

Die Häupter sind identisch

Die Trappistin Blandina Paschalis Schlömer hat Abbildungen von diesem Tuch über das Gesicht im Grabtuch von Turin geblendet und festgestellt, dass beide Häupter identisch sind. Und dem Journalisten Paul Badde ist es gelungen, das alles in einem Buch spannend zu erzählen.

Und was ist, wenn alles doch ganz anders war? Was ist, wenn Gott, nachdem er Mensch geworden war, sein Antlitz nicht in Linnen und Muschelseide hinterließ?

Der Beweis der Auferstehung Christi ist wie der Gottesbeweis eine faszinierende Versuchung. Anselm von Canterbury, der auf diesem Gebiet ein Meister war, schränkt selbst immer wieder ein, dass sich sein Gottesbeweis letztlich nur dem erschließt, der Gott bereits in seinem Herzen trägt. »Es gibt so vieles, was, sorgfältig betrachtet, eine unaussprechliche Schönheit unserer auf diese Weise vorgesehenen Erlösung sichtbar macht.«

Es fällt auf, dass Papst Benedikt XVI. immer wieder von dieser Schönheit unseres Glaubens spricht: »Damit Glaube heute wachsen kann, müssen wir uns selbst und die uns begegnenden Menschen in die Begegnung mit den Heiligen, in die Berührung mit dem Schönen führen«, sagt er einmal. »Wer an Gott glaubt, an den Gott, der sich gerade in der entstellten Gestalt des Gekreuzigten als Liebe »bis zum Letzten« (Joh 13,1) geoffenbart hat, der weiß, dass die Schönheit Wahrheit und dass die Wahrheit Schönheit ist, aber am leidenden Christus lernt er auch, dass die Schönheit der Wahrheit Verwundung, Schmerz, ja das dunkle Geheimnis des Todes einschließt und nur in der Annahme des Schmerzes – nicht an ihm vorbei – gefunden werden kann.«

Kein gleißendes Leuchten

Als Benedikt XVI. erläuterte, Dantes »Göttliche Komödie« habe ihn zu seiner Enzyklika über die Liebe inspiriert, berief er sich auf eben jene Stelle, in der Dante den heiligen Schleier umschrieb.

Zunächst unternimmt Dante im Innern des Paradieses einen »kosmischen Ausflug« zum innersten Licht der Liebe, »die Sonne und Sterne zugleich bewegt«. Das tiefste Innere dieses unzugänglichen Lichtes sei jedoch nicht ein noch gleißendes Leuchten oder noch helleres Scheinen, sondern das zarte Gesicht eines Menschen, das dem Seher da auf seiner Suche entgegen trete.

Paul Badde übersetzt die Verse Dantes so: »Tief im Innern, gemalt in seinem Ton desselben Lichts, erschien mir unser Ebenbild – auf dessen Grund ich mein Gesicht entdeckte.«

Schönheit des Christusbildes

So ist die Schönheit des Christusbildes von Manoppello über den Erweis einer historischen Tatsache erhaben: Es darf uns recht sein, wenn dieses »wahre Bild Christi« tatsächlich den Menschensohn zeigt, aber es bekommt seine Gültigkeit nicht aus dem Erweis seiner Historizität, sondern im Kontext des Glaubens. »Das Neue der biblischen Religion war und ist es,« so Benedikt XVI. »dass Gott, von dem es keine Bilder geben kann, dennoch Gesicht und Namen hat, Person ist. Und das Heil besteht nicht im Versinken ins Namenlose, sondern ‚in der Sättigung an seinem Angesicht‘, die uns im Erwachen zuteil wird.«

Karl G. Peschke

aus: Slavorum Apostoli.

Rundbrief der Aktionsgemeinschaft Kyrillos und Methodios. Ostern 2006

Der heilige Kelch von Valencia

Von Michael Hesemann

Wenn Papst Benedikt XVI. an diesem 8. Juli 2006 zum Weltfamilientreffen nach Valencia kommt, wird ihm in der Kathedrale eine der bedeutendsten Reliquien der Christenheit gezeigt. Der »Santo Caliz«, der Überlieferung nach der Abendmahlskelch Christi. Auch die Legenden um den sagenhaften heiligen Gral, so scheint es, gehen auf dieses Gefäß zurück, das schon früh als Symbol für das höchste christliche Sakrament, die Eucharistie, verehrt wurde.

Das Herz Valencias ist seine mächtige Kathedrale, eine charmante Mischung aus Spätromanik, Gotik und Barock, an der ein halbes Jahrtausend lang gebaut wurde. Übertagt wird sie von ihrem mächtigen achteckigen Glockenturm, dem Torre del Miguelete, dessen nie vollendete Spitze durch einen barocken Aufsatz ersetzt wurde. Wer sie betritt und sich rechts hält, kommt durch einen hohen, gewölbten Gang in eine nahezu quadratische Seitenkapelle. Dort, im Zentrum eines stets angestrahlten gotischen Steinaltars, geschützt durch Panzerglas, steht ein kleiner Kelch aus nahezu lichtdurchlässigem Achat. Der »Santo Caliz«, der »Heilige Kelch«, der kostbarste Schatz des »Seu«, wie die Valencianer ihre Kathedrale nennen.

Ein kleiner Becher aus Achat: Die Geschichte des Santo Caliz

Seit genau 500 Jahren, nämlich seit dem 14. Juli 1506, ist dieser Kelch im Besitz des »Seu« von Valencia. Seitdem verläßt er seinen Schrein nur zweimal im Jahr, am Gründonnerstag und am »Fest des Heiligen Kelches« Ende Oktober, wenn er in feierlicher Prozession zum Hauptaltar der Kathedrale getragen wird, bevor der Erzbischof von Valencia vor ihm das Messopfer feiert. Begleitet wird er dabei von den beiden Bruderschaften der »Caballeros del Santo Caliz« oder »Gralstritter«. Die bürgerliche »Cofradia« steht unter Leitung des ehemaligen Gouverneurs der Provinz Valencia, Don Ignacio Carrau, der »Real Hermandad« des Adels steht der Graf von Villafranzeza vor, ein Cousin des spanischen Königs.

In seiner heutigen Gestalt besteht der »Santo Caliz« aus einem kleinen Becher aus Achat, einer als Fuß gearbeiteten Schale aus Onyx und einem zweihenkligen Mittelstück aus ziselierendem Gold. Die Onyxschale, die den Fuß bildet, wird von einer aus vier kreuzförmig angeordneten Gold-Bügeln bestehenden Fassung gehalten, die mit 27 erbsengroßen Perlen, zwei Rubinen und zwei Smaragden besetzt ist. Der Achatbecher ist die eigentliche Reliquie. Noch

in einer Urkunde aus dem Jahre 1135 werden »illo calice de lapide precioso et uno urceo similiter de lapide precioso« als getrennte Gegenstände aufgeführt; wahrscheinlich ließ König Ramiro II. von Aragon noch im selben Jahr beide Teile zu einem Ganzen zusammenfügen, das mehr der mittelalterlichen Vorstellung von einem Messkelch entsprach. Schon in seiner frühesten urkundlichen Erwähnung, in einem Dokument aus dem Jahre 1134, wird der Steinkelch als »el Caliz en que Christo Nuestro Senor consagro su Sangre« bezeichnet. Dasselbe Dokument berichtet, dass dieser Kelch vom hl. Laurentius in seine Vaterstadt Huesca gesandt wurde (»el qual embio San Lorenzo a su patria Huesca«).

Der spanischen Tradition zufolge wurde die Reliquie des Abendmahlkelches vom heiligen Petrus nach Rom gebracht. Zwei Jahrhunderte lang war sie der Kelch der Päpste, worauf sich vielleicht der römische Kanon beziehen könnte, in dessen Wandlungsformel es heißt: »...accipiens et hunc praeclarum calicem«. War vielleicht nicht jeder Messkelch, sondern speziell »eben dieser« heilige Kelch gemeint? Wahrscheinlich war der heilige Diakon Laurentius tatsächlich ein Spanier; bei Huesca wird noch heute ein Gut mit dem Namen »Loreto« als sein Geburtsort und Wohnsitz seiner Eltern verehrt. Dass der christliche Dichter Prudentius ihn schon im 4. Jahrhundert in seinem speziell den spanischen Blutzügen gewidmeten Hymnus erwähnt, scheint diese Tradition zu bestätigen. Wir wissen weiter, dass während der »valerianischen Verfolgung« des Jahres 258, der zunächst Papst Sixtus II. mit vieren seiner Diakone und, drei Tage später, auch Laurentius zum Opfer fielen, die Kirchengüter zugunsten der Staatskasse beschlagnahmt wurden. Deshalb würde es durchaus Sinn machen, dass ein so gewissenhafter Diakon wie Laurentius einen auch materiell kostbaren Achatkelch an einen sicheren Ort bringen ließ, weit entfernt von Rom. Das Gut seiner Eltern in Huesca war da zumindest eine plausible Möglichkeit.

Gesichert ist jedenfalls, dass der Achatkelch seit dem 12. Jahrhundert im Kloster von San Juan de la Pena nördlich von Huesca als Reliquie verehrt wurde. Der spanischen Tradition zufolge hatte man ihn im 8. Jahrhundert nach der Invasion der muslimischen Mauren, im Hocharagon in Sicherheit gebracht, wo sich die Widerstandsnester der Christen befanden. Hatte man ihn zunächst in einer Höhle versteckt, wurde er bald in die Kathedrale der provisorischen Hauptstadt Jaca, dann in das direkt dem Papst unterstehende Kloster von San Juan de la Pena überführt. 1399 ordnete König Martin I. auf Drängen des Gegenpapstes Pedro de Luna alias Benedikt XIII. eine Verlegung der Reliquie in die Palastkapelle von Saragossa, dann nach Barcelona an.

Seine Nachfolger brachten den »Santo Caliz« zunächst in die Kapelle der neuen Residenz in Valencia, bevor er schließlich den Kanonikern der Kathedrale übereignet wurde.

Ein Symbol für die Suche des Menschen nach dem Ewigen

Alles spricht dafür, dass die Verehrung und Geschichte des »Santo Caliz« das Vorbild für die Sage vom »Heiligen Gral« ist, die etwa um 1180 den Franzosen Chretien de Troyes zu seinem »Perceval«, um 1205 den Deutschen Wolfram von Eschenbach zu seinem »Parcival« und schließlich 1879 Richard Wagner zu seinem 1882 uraufgeführten »Bühnenweihestück« »Parsival« inspirierte.

»Gral« (eigentlich »grial«, »graal« oder »greal«) ist ein Wort aus dem Altspanischen und bedeutet soviel wie »mörserförmiges Trinkgefäß«. Wir finden das Wort etwa in altspanischen Küchen-Inventaren, aber auch heute noch in der galizischen Volkssprache. Ein »Heiliger Gral« ist also ein als heilig (da als Reliquie) verehrtes mörserförmiges Trinkgefäß, was der »Santo Caliz« in seiner ursprünglichen (Becher-)Form ja auch war. Wenn Wolfram von Eschenbach zudem von einem »Stein« spricht, macht auch das Sinn, da der Gralsbecher ja aus kostbarem Stein – eben Achat – gefertigt wurde.

Weiter erwähnt Wolfram im »Parzival« eine geheimnisvolle Inschrift (»ein epitafum«) auf der Oberseite des Steingrals, das »sinen namen und sinen art« offenbart. An anderer Stelle erklärt er: »Er heizet Lapsit exilis«. Tatsächlich befindet sich beim Santi Caliz« auf der Oberseite seines Steinfußes eine Inschrift in kufischer (altarabischer) Schrift, die der deutsche Arabist Professor Hans-Wilhelm Schäfer als »Allabsit as-sillis« transkribierte. Schließlich entspricht die Gralsburg Monsalvaesche (»Monsalvat« bei Wagner) in allen Details ihrer topografischen Lage und architektonischen Ausgestaltung der Klosterburg von San Juan de la Pena. Diese liegt tatsächlich zu Füßen des 1547 Meter hohen Mont Salvatoris (span. Pico de San Salvador; in der okzitanischen Volkssprache: Mont(Sant) Salvatge). Bei dem Gralskönig Anfortas scheint es sich um den historischen König Alfonso I. von Aragon (in der okzitanischen Volkssprache »Anfortas«; latinisiert : »Anfortius«; König von 1104 bis 1134) zu handeln, der sich jedes Jahr zur Fastenzeit nach San Juan de la Pena zurück wo (urkundlich nachweisbar) der »Santi Caliz« zu dieser Zeit verehrt wurde. Dieser König war ein großer Förderer des Templerordens, dem er ein Drittel seines Reiches vererbte, was erklären könnte, weshalb die Gralsritter in Wolframs Parzival als »Templeisen« bezeichnet werden. Wie der Anfortas der Sage, so wurde auch der historische Anfortas/Alfonso I. in einer Schlacht tödlich verletzt, bevor man ihn nach San Juan de la Pena brachte, wo er sieben Wochen später verstarb. Nur im Volksglauben lebte er weiter, hielten sich (ähnlich wie bei Barbarossa) Gerüchte, er würde noch immer leben und eines Tages wiederkommen. So entstand die Legende vom siechenden König Anfortas, der, bewacht von Templeisen/Templern, in Gegenwart des Grals auf Erlösung harrt.

Bei der Person des Parzival, dem Helden der ersten Gralsepen, könnte es sich um einen Cousin und Kampfgefährten des Königs, den französischen Grafen Rotrou Perche de Val (span. »Conde de Valperche«), gehandelt haben. Dass die Gralssage ursprünglich aus Spanien stammt, stellt auch Wolfram von Eschenbach im »Parzival« ausdrücklich fest. Danach brachte der Troubadour Guiot de Provins sie aus Toledo mit. Tatsächlich besuchte Guiot den Hof von König Alfonso II. von Aragon, als dieser 1174 heiratete. Damals bereitete der König einen neuen Feldzug gegen die Mauren vor. Seinem Großvater hatte der Papst für seinen Maurenfeldzug die Privilegien und Ablässe eines Kreuzzugs gewährt. Auch Alfonso II. hoffte auf den Segen des Papstes. Zudem wollte er die besten europäischen Ritter dafür gewinnen, an seiner Seite zu kämpfen. Dazu brauchte er einen Mythos. Wer am Jerusalem-Kreuzzug teilnahm, kämpfte für das Heilige Grab. Die Botschaft des Grals-Mythos war: Noch ehrenvoller als der Kreuzzug zur Befreiung des leeren Grabes ist der Dienst im Zeichen des Heiligen Grals, des Symbols für die Eucharistie, in der Christus lebendig ist. So verband Guiot die Gralsgeschichte mit dem Artusmythos;

Die Ritter der Tafelrunde waren die großen Vorbilder des mittelalterlichen Rittertums, ihnen sollten die europäischen Fürsten folgen. Auch wenn sich der Gralsmythos bald »verselbstständigte«, so blieb doch sein Kern erhalten: Er wurde zum Symbol für die Suche des Menschen nach dem Ewigen, nach Gott, und damit zur Metapher für die höchsten Ziele und Ideale des christlichen Europas. Nach dem Gral zu suchen heißt, das Geheimnis der heiligen Eucharistie zu ergründen. Verheißt der Gral ewiges Leben, erfüllt das allerheiligste Sakrament das Versprechen Christi: »Wer dieses Brot isst, der wird leben in Ewigkeit« (Joh 6,59).

Während wir sicher sein können, dass die Verehrung des »Santo Caliz« im 12. Jahrhundert zur Entstehung der Gralssage führte, ist natürlich nicht mehr zu klären, ob es sich hier tatsächlich um den Kelch vom Letzten Abendmahl unseres Herrn Jesus Christus handelte.

Sicher ist jedoch nach Ansicht der Archäologen, dass es sich bei dem Steinbecher um ein antikes Trinkgefäß aus der hellenistischen Epoche handelt, das wohl im 3. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. im Raum von Antiochia am Orontes entstand. Im Britischen Museum in London finden wir zwei ähnliche Trinkgefäße aus dieser Zeit und Region. Waren aus Antiochia, der Hauptstadt des Seleukidenreiches, erfreuten sich in Jerusalem großer Beliebtheit. Für das Sedermahl am Passahfest bevorzugten strenggläubige Juden Steingefäße, denn nur Stein galt als wirklich »kosher«. Ton war zu porös, konnte Verunreinigungen in sich tragen, Silber aus eingeschmolzenen Münzen mit den Abbildern heidnischer Götter stammen.

Natürlich galt ein Achatbecher auch damals als sehr wertvolles Gefäß. Nichts

deutet jedoch darauf hin, dass Jesus den beim Letzten Abendmahl verwendeten Kelch auch besessen hat. Stattdessen sprechen einige Indizien (auf die etwa der verdiente Benediktiner-Archäologe Pater Bargil Pixner hinwies) dafür, dass das Passahmahl des Herrn und Seiner Jünger im Gästehaus der Essener-Gemeinschaft stattgefunden hat. Jedenfalls beschreibt der jüdische Historiker Flavius Josephus den Zionsberg, auf dem die früheste christliche Tradition das letzte Abendmahl lokalisiert, als Wohnviertel der Essener. Fand im restlichen Jerusalem das Passahmahl in der Nacht zum Karsamstag statt, folgten die Essener einem anderen Kalender, nach dem der »erste Tag der Ungesäuerten Brote« bereits der Mittwoch war. War das Letzte Abendmahl tatsächlich eine Passah-Feier, so war diese zu dem traditionellen Zeitpunkt einzig und allein im Essenerviertel möglich. Aus den Schriftrollen, die in den Höhlen des Khirbet Qumran am Toten Meer entdeckt wurden, wissen wir, dass schon die Essener in Erwartung des Messias ein »Bundesmahl« feierten. Dass sie zu dieser Feier kostbare Gefäße verwendeten, ist anzunehmen. Wenn die Jünger Jesu auch zum Pfingstfest wieder das »Obergemach« aufsuchten (Apg 1, 13; 2,1), so ist zumindest ein enger Kontakt zu der Ordensgemeinschaft wahrscheinlich und deshalb auch eine Übereignung des Kelches an Petrus als Ersten unter den Aposteln denkbar.

So ist zwar nicht beweisbar, dass der »Santo Caliz« tatsächlich der Abendmahlskelch Jesu Christi war, es spricht aber auch nichts gegen diese Tradition, und vielleicht sollte auch hier gelten: »In dubio pro traditio«. Jedenfalls fällt es schwer zu glauben, dass ausgerechnet der Kelch, mit dem das Altarssakrament als Mahl des Neuen Bundes eingesetzt wurde, einfach verloren ging. Es gibt auch kein anderes Gefäß, das nur einen halbwegs legitimen Anspruch auf diesen Status erheben könnte.

Als Papst Johannes Paul II. am 8. November 1982 Valencia besuchte, zeigte man ihm in der Kathedrale den »Santo Caliz« und erklärte ihm seine Geschichte. Vorsichtig umfasste der Papst den goldenen Untersatz, auf dem die Reliquie stand, andächtig beugte er sich vor und küsste liebevoll das Gefäß. Anschließend bat er darum, mit dem »Santo Caliz« die große, öffentliche Eucharistiefeier auf dem größten Platz von Valencia zelebrieren zu können; gerne erfüllten ihm die Domherren diesen Wunsch

Weil der Wunsch des Papstes spontan war, wurde leider versäumt, die Wandlungsformel des römischen Kanons zu benutzen. Sonst hätte, zum ersten Mal

seit 1724 Jahren, wieder ein Papst die Formel des »Simili modo, postquam cenatum est, accipiens et hunc praeclarum calicem...« über jenem Kelch gesprochen, auf den, wie auf keinen anderen, diese Worte zutreffen könnten. Der Autor ist Schriftsteller und Historiker, und verfasste diverse Bücher zur Geschichte christlicher Reliquien. Sein Buch über den »Santo Caliz« von Valencia, »Die Entdeckung des Heiligen Grals«, erschien 2003 im Pattloch-Verlag München.

aus: Die Tagespost vom 8. Juli 2006. Mit freundlicher Nachdruckgenehmigung des Verlags Johann Wilhelm Naumann

Buchbesprechung

Paul Badde: Das Göttliche Gesicht.

Die abenteuerliche Suche nach dem wahren Antlitz Jesu.

Pattloch Verlag, München 2006. 320 Seiten, mit 27 farbigen Bildern.

Gebunden. ISBN - 13: 978-3-629-02149-6

und ISBN - 10: 3-629-02149-2. EUR 19,90

Es handelt sich um eine Neuauflage des Titels »Das Muschelseidentuch«, erschienen im Herbst 2005 (also nur ein Jahr früher) im Ullstein Verlag, Berlin. Insofern kann hier auf eine ausführliche Rezension verwiesen werden, die der Rezensent in Nr. 2/2005 der »veronica« auf den Seiten 32 – 34 gebracht hat. Ihr ist an positivem Gehalt nichts hinzuzufügen.

Die vorliegende Neuauflage zeichnet sich durch ein hinzugefügtes Einleitungskapitel unter dem Titel »Göttliche Komödie« aus, das im Wesentlichen die Entwicklung des letzten halben Jahres wiedergibt, darunter die Begegnung mit Baddes Berufskollegen Wolfgang Büscher (siehe veronica 1/2006, Seiten 3 – 15).

Für die Mitglieder des Kreises der Freunde des wahren Antlitzes Jesu Christi und die Leser der »veronica« ist wichtig zu lesen, daß Badde den berühmten Versen in Dante's Göttlicher Komödie, 33. Paradiso-Gesang, Verse 130 – 132,

Tief im Innern, gemalt in seinem Ton desselben Lichts

Erschien mir unser Ebenbild,

auf dessen Grund ich mein Gesicht entdeckte

den Schleier von Manoppello zugrundelegt. Ein neues Indiz dafür, daß der Schleier als Urreliquie der Christenheit zu gelten hat.

Der Rezensent dankt Paul Badde erneut für sein Engagement um das Schleierbild von Manoppello. Sein Buch in der alten und neuen Fassung hat im Blick auf die Frage der Authentizität des Schleiers Bedeutendes bewirkt. Im übrigen ist Paul Badde nach Schwester Blandina Paschalis Schlömer OCSO, Manoppello, P. Prof. Dr. Heinrich Pfeiffer SJ, Rom, und P. DDr. Andreas Resch C SSR,

Innsbruck der vierte Deutsche, der sich um die Erforschung des Schleiers von Manoppello in herausragendem Maße verdient gemacht hat.

Johannes Stöber

Nachrichten

Der »Kreis der Freunde des wahren Antlitzes Jesu Christi-Penuel e.V.«
sucht einen Webmaster/eine Webmasterin.

Welches Mitglied ist dazu bereit?
Wer finanziert unserem Verein eine Webseite?
Wer hat eine(n) Sohn/Tochter, einen Enkel oder eine Enkelin,
die uns kontinuierlich helfen könnte?

Bitte, senden Sie eine e-mail an Rolf Claußnitzer:

Claussnitzer-Worms @t.online.de

Am 1. September 2006 wird Papst Benedikt XVI. Manoppello besuchen. An diesem Tage wird sich eine 12-köpfige Pilgergruppe unseres Vereins in Manoppello aufhalten. Wir wünschen uns, daß es dabei zu einer Begegnung der Pilgergruppe mit dem Heiligen Vater kommt. Über die Pilgerreise und den Papstbesuch soll in der nächsten Nummer der »veronica« berichtet werden.

Vom 9. bis 14. Oktober 2006 finden in Kloster Langwaden die diesjährige Mitgliederversammlung und die Exerzitien – unter Leitung unseres Mitgliedes, P. Johannes Chrysostomus Trummet CMM – statt. Die Mitgliederversammlung ist am 10. Oktober 2006 von 10 bis 12 Uhr. Während der Exerzitien wird ein von unserem Mitglied, Pfarrer Rolf Claußnitzer, ansprechend gestaltetes Abendprogramm geboten. Auch über die Mitgliederversammlung und die Exerzitien soll es in der nächsten Nummer der »veronica« einen Bericht geben.

Diese Nummer 2/2006 der »veronica« wurde am
15. Juli 2006 redaktionell abgeschlossen.

